Das grüne Auto.

Spionage-Roman von August Weißl.

(16. Fortsetzung.)

Die beiden Alten hätten natürlich um ihr Leben gern erfahren, was die plötzliche Ankunft der Baronin und all das geheimnißvolle Treiben zu bedeuten habe.

In den zwanzig Jahren, die das Landhaus im Besitze des Senators sich befand, war nur ein einzigesmal ein Mitglied während des Winters plötzlich im Hause erschienen. Die alte Brigitta erinnerte sich noch jener stürmischen Nacht, da plötzlich der junge Oberleutnant Giorgio di Castellmari Einlaß begehrte und sich ebenso merkwürdig benahm wie jetzt die Baronin. Und damals wie heute hinderte der Respekt die Alte, Fragen zu stellen. Sie hatte damals den jungen, lebenslustigen Oberleutnant zum letztenmal gesehen. Eine Woche hielt er sich im Hause verborgen, dann ging er eines Nachts fort, und niemand sah ihn wieder . . .

Und jetzt schien sich wieder Aehnliches abzuspielen. Die Baronin that ebenso geheimnißvoll, wie er damals. Wenn es nur nicht auch ein so böses Ende nehmen würde!

Aber Theilnahme und Neugierde der Alten wurden nicht befriedigt Marietta sprach kein Wort, und die Baronin schwieg beharrlich.

So brach der zweite Morgen an, der Tag, an dem die Baronin den Gast erwartete. Sie legte eines ihrer schönsten Sommerkleider an, andere hatte sie nicht zur Verfügung. Freude und Erregung färbten ihre blassen Wangen.

Der Salon wurde in Stand gesetzt und geheizt.

Die Baronin stellte sich vor die Balkonthür und sah ungeduldig auf den schneeigen Feldweg hinaus, der zur Station führte, bis sie einen schwarzen Punkt auf dem weiten Felde wahrnahm, der immer näher rückte und größer wurde.

„Er ist's!" rief sie, als sie einen Wagen erkannte, der dem Landhause zufuhr.

Sie flog die Treppen hinab in die Vorhalle, riß die Thür auf und winkte grüßend.

Der Wagen hielt vor dem Landhause.

Ein junger Mann mit einer Aktentasche in der Hand sprang heraus, ein älterer Herr folgte ihm.

Die Baronin wollte zurücktreten, aber da wurde sie angerufen.

„Meta!" klang es scharf, wie befehlend.

Ernst und bleich trat der junge Mann vor sie hin und sagte:

„Gestatte, daß ich Dir hier gleich einen Bekannten vorstelle, der Dich dringend zu sprechen wünscht: Herr Polizeirath Wurz aus Wien."

12. Kapitel.

In Wien war während der Zeit, die Doktor Martens in Venedig verbrachte, von der Polizei mit vollem Eifer gearbeitet worden. Die Berichte des Kommissars gaben Polizeirath Wurz beachtenswerthe Winke und ließen ihn zu dem Schluß gelangen, daß alle Mühe vergebens wäre, ehe man die Identität des Ermordeten nicht unzweifelhaft festgestellt habe.

Wohl hatte Doktor Martens den Beweis erbracht, daß Adolf Strebinger und Bartolomäo Giardini ein und dieselbe Person waren, aber damit verloren sich auch die Spuren.

Wer war dieser Bartolomäo Giardini eigentlich? Woher kam er? Wie kam er ins Haus und vor allem in die Familienintimität des Senators?

Die Nachforschungen über diesen merkwürdigen Giardini, die die Behörde in Marcone anstellen ließ, ergaben nichts Greifbares. Zu der Ansicht, daß Giardini der Bräutigam der Baronin Sternburg gewesen, konnte sich Polizeirath Wurz nicht bekennen. Für ihn lag die Annahme näher, daß der alte Senator aus politischen Gründen mit Giardini verknüpft war, und daß die Tochter, die um diese Verbindung wußte, den Vater zu decken versuchte. Der Name Giardini mußte nach allen Berichten des Kommissars ein für das Haus Castellmari bedeutungsvoller sein.

Lautete früher die Frage: Wer ist Adolf Strebinger? so hieß sie jetzt: Wer ist Bartolomäo Giardini?

Dies aus dem gegebenen Material herauszufinden, stellte sich Polizeirath Wurz als erste Aufgabe. Der Restaurateur Schneider wurde wiederholt einvernommen, an sämmtliche Behörden des In- und Auslandes wurden Photographien des Ermordeten geschickt, in den Strafanstalten wurde nachgeforscht, alle die Hunderte von Mitteln gelangten zur Anwendung, über die der große polizeiliche Apparat verfügt, ohne daß man zu irgend einem Resultat gelangt wäre.

Doktor Specht verbrachte Nächte über den Aufzeichnungen Strebingers, um jene Zahlenschrift zu dechiffriren, die bei dem Ermordeten gefunden worden war. War das einmal gelungen, so hatte er auch einen Menschen, der über Strebingers Wiener Aufenthalt Auskunft zu geben imstande war.

Alle Methoden, die zur Dechiffrirung dienen, arbeitete der Kommissar durch. Er entwarf selbst Kombinationen und versuchte deren Anwendung. Die Thatsache, daß in einem achtbuchstabigen Wort keine Zahl wiederkehre, brachte ihn schließlich zur Vermuthung, daß die Aufzeichnung mit Hilfe eines Buches hergestellt worden war, ohne welches eine Enträthselung von keinem Menschen der Welt erfolgen konnte.

Dieses Buchsystem ist sehr einfach. Die beliebige Seite irgend eines willkürlich gewählten Buches dient als Schlüssel. Will man nun Worte oder Buchstaben chiffriren, zählt man auf der gewählten Seite solange die Buchstaben, bis man zu dem gewünschten gelangt, und setzt statt dessen die Zahl, zu der man im Zählen gekommen war.

Wie sollte nun Doktor Specht herausfinden, welches Buch, respektive welche Seite irgend eines Buches Strebinger als Schlüssel benutzt hatte?

Die wiederholte Durchsuchung des Zimmers ergab kein Resultat. Außer einem alten Jahrgang der „Gartenlaube", der dem Wohnungsinhaber gehörte, wurde nichts gefunden. Dieses Buch aber konnte nicht gebraucht worden sein, denn es zeigte nirgends Spuren neuer Benutzung.

Wie sich so der Kommissar den Kopf zermarterte, durchblitzte ihn ein Gedanke. Bei dem Ermordeten war eine Nummer der „Städtischen Nachrichten" vom 12. Januar gefunden worden. Vielleicht brachte dieses Blatt die Lösung.

Er versuchte es mit der ersten, mit der zweiten, mit der dritten Seite, von oben nach rückwärts, von unten nach oben, und brachte nur ganz unmögliche Lautverbindungen heraus. Bei der sechsten Seite, der abgegriffensten, ergaben die Ziffern folgende Buchstabenfolge:

F. z. r. y. k. s. r.

Dieselbe Methode, von unten nach oben angewendet, ergab:

P. e. f. n. l. o. t. n.

Also wieder nichts!

Der Kommissar warf den Bleistift ärgerlich auf den Tisch und starrte vor sich hin. Und da streiften ganz gedankenlos seine Blicke die Buchstabenreihen, die er untereinander geschrieben hatte.

F. z. r. y. k. s. r.
P. e. f. n. l. o. t. n.

Wie wenn er es mit einer Kombination dieser beiden Reihen versuchen würde?

Und diesmal glückte es ihm. Nachdem er alle Möglichkeiten durchprobirt hatte, versuchte er auch, abwechslungsweise je einen Buchstaben der beiden Reihen zu verwenden. Er begann beim ersten oberen Buchstaben F, dann nahm er den zweiten in der unteren Reihe E, dann den dritten oberen R und so weiter. Und so brachte er das Wort „Fernkorn" heraus.

Die Aufzeichnung lautete also: „Morgen Fernkorn anrufen!"

Fernkorn! Das war ja der Name jenes Hauptmannes, der Generalstabschef des Feldmarschall-Leutnants Holmhorst war, der in den ersten Tagen der Affäre beobachtet worden war. Wie kam der Ermordete in Verbindung mit diesem Manne, dessen Tadellosigkeit außer allem Zweifel stand?

Polizeirath Wurz, dem der Kommissar dieselbe Frage vorlegte, zuckte mit den Achseln und meinte:

„Ja, sehen Sie, lieber Doktor, die ganze Sache ist recht geheimnißvoll. Es müssen da irgendwo Fäden zusammenlaufen, von denen wir, Gott sei's geklagt, keine Ahnung haben. Ich habe ein Gefühl, als wenn uns noch einige Ueberraschungen bevorstünden; und nicht von der angenehmsten Art. Wir werden den Hauptmann jedenfalls wieder beobachten lassen müssen. Wie das alles zusammenhängt, ist mir natürlich auch nicht klar, aber die Wahrscheinlichkeit eines recht innigen Zusammenhanges ist durch zwei Umstände gegeben. Erstens: Giardini soll ja der frühere Bräutigam der Baronin gewesen sein, die jetzt für die Braut des Hauptmannes Fernkorn gilt. Das wäre eine Erklärung mit Rücksicht auf die Person des Hauptmannes, dessen Ehrenhaftigkeit ja unzweifelhaft ist. Aber wir müssen mit allen Möglichkeiten rechnen, infolgedessen auch das zweite Verdachtsmoment ins Auge fassen. Dem Feldmarschall-Leutnant Holmhorst wurden bei jener Soiree die Dokumente gestohlen. Wer mußte wissen, daß sie sich im Besitze des Generals befanden? Sein Generalstabschef? Wer konnte wissen, wo er sie aufbewahrt hielt?"

Doktor Specht staunte. — Der Polizeirath fuhr in seiner Erläuterung fort: „Hauptmann Fernkorn, zu dem der General, wie Sie ja wissen, unbegrenztes Vertrauen hatte. Denken Sie dabei, daß der Hauptmann an jenem Abend Gast des Generals war, und daß die chiffrirte Aufzeichnung eines Spions den Namen des Hauptmannes nennt, so ergibt das ein Gesammtbild, das wir in Zukunft nicht ignoriren dürfen. Dazu kommt noch, daß den Berichten Ihres Kollegen Martens zufolge die Baronin bei Nennung des Namens Fernkorn ungemein erschrak und plötzlich die verdächtige Frage stellte, ob der Polizei Beweise dafür vorlägen, daß der Hauptmann in die Affäre verwickelt sei.

Das Einfachste wäre nun gewesen, den Hauptmann vorzuladen. Aber dieser Schritt erschien nicht rathsam. Wußte Fernkorn nichts Näheres von der Sache, so war die Vorladung überflüssig, war er aber betheiligt, so hätte die Polizei durch die Einvernahme nur zu früh seinen Argwohn erweckt. Diese Sache mußte besonders vorsichtig angefaßt werden. Ein einziger übereilter Schritt konnte das Wenige, das man erreicht hatte, wieder vernichten.

Wurz machte sich sofort auf den Weg zu Holmhorst und trug ihm die ganze Angelegenheit vor.

„Herr Polizeirath," sagte der General, „ich lege meine Hand für Hauptmann Fernkorn ins Feuer. Es gibt keinen anständigeren Menschen auf der Welt. Es ist ganz undenkbar, daß dieser Offizier auch nur einen Millimeter breit vom Wege der Pflicht und Ehre abweicht."

Der Adjutant trat ein und meldete, daß Hauptmann Fernkorn eine dienstliche Bitte vorzubringen habe.

Der General entschuldigte sich und ging ins Nebenzimmer. Als er zurückkam, war er ernst und sagte:

„Der Herr Hauptmann hat soeben um einen dreitägigen Urlaub nach Italien ersucht. Ich habe keinen Anstand genommen, ihm den Urlaub zu bewilligen. Er tritt ihn morgen mittag an."

„Haben Exzellenz den Herrn Hauptmann gefragt, warum er gerade jetzt den Urlaub nach Italien nimmt?"

„Ja. Nach der dienstlichen Erledigung der Sache. Er erklärte mir, daß seine Braut ihn telegraphisch um seinen Besuch gebeten habe. Also eine Liebessache, wie Sie sehen."

„Ja, so scheint es," antwortete der Polizeirath verbindlich und verabschiedete sich.

Also nach Italien fuhr er. Zur Baronin. Hm! Sehr verdächtig! Martens mußte die Frau furchtbar in die Enge getrieben haben, daß sie Fernkorn herbeirief. Ja, und selbst das erklärte die plötzliche Abreise des Hauptmanns nicht.

Die Baronin war doch so bestürzt gewesen, als sie hörte, daß Fernkorns Name in der Angelegenheit genannt wurde. Und jetzt, wo die Sache bedenklich zu werden begann, sollte sie ihn eigens rufen? Sie, die ängstlich gefragt, ob sich die Polizei mit Fernkorn beschäftigt, sie sollte ihn jetzt plötzlich in diese Geschichte hineinzerren? Das war undenkbar! Ganz besondere Gründe mußten sie zwingen, mit einem Male alle Bedenken zu überwinden und ihn plötzlich nach Italien zu beordern.

Der Polizeirath schlug den Weg zur Wohnung des Hauptmanns ein, der in der Lackgasse ein möblirtes Zimmer bewohnte.

„Ist der Herr Hauptmann zu Hause?" fragte der Polizeirath das Dienstmädchen.

„Niemand is z'Haus," antwortete dieses.

„Wann kommt der Herr Hauptmann?"

„In aner halben Stund wird er du sein."

„Dann werde ich warten," antwortete Wurz.

Das Mädchen öffnete eine Thür und ließ den Polizeirath in das Zimmer des Hauptmanns eintreten.

Wurz blickte sich aufmerksam nach allen Seiten um. Da fiel ihm ein zerknülltes Telegramm ins Auge, das oben auf dem Papierkorb lag.

„Bitte, komme sofort. Bin in der Villa. Packet ja nicht vergessen.
M."

Da hatte er ja, was er gesucht.

Der Polizeirath wartete einige Minuten, dann trat er ins Vorzimmer zurück und sagte zu dem Dienstmädchen: „Ich komme später wieder!"

„Soll ich dem Herrn Hauptmann etwas ausrichten?"

„Nein, es ist nicht nothwendig," antwortete Wurz und verließ rasch die Wohnung.

* * *

Als Polizeirath Wurz in der Nacht das Telegramm Martens erhielt, das von der Flucht der Baronin berichtete, stand es für ihn fest, daß er Hauptmann Fernkorn auf dessen italienischer Reise begleiten werde.

Die ganze Sache blieb jedenfalls höchst seltsam. Welchen Grund hatte die Baronin gehabt, die Polizei zu fliehen? Warum berief sie plötzlich den Hauptmann? Welchen wichtigen Gegenstand mußte er ihr mitbringen, daß sie eigens darum telegraphirte?

Das Benehmen des Hauptmanns bewies, daß er von den Vorgängen in Italien nichts wußte. Seine ganze Art sprach dafür, daß er an den Sachen unbetheiligt war. Hausleute und Portier wußten die Stunde seiner Abfahrt. Den Fiaker, der ihn zum Bahnhof bringen sollte, hatte er schon tags vorher bestellt. Mit der gewohnten ruhigen Gelassenheit bestieg er den Zug. Polizeirath Wurz sah, wie der Hauptmann ohne jede Hast, ohne jede Spur von Erregung die Karte löste. Er folgte dem Offizier und setzte sich in dasselbe Coupé. Der Bursche in Uniform brachte den Handkoffer, und als Polizeirath Wurz hinter Meidling ein gleichgültiges Reisegespräch mit dem Hauptmann eröffnete, ging dieser sofort darauf ein. In angeregtem Gespräch vergingen so ein paar Stunden.

Der Polizeirath war ein zu guter Menschenkenner, um nicht sofort zu sehen, daß er von dem Offizier weder eine Täuschung noch eine Ueberrumpelung zu befürchten habe. Das Reiseziel kannte er ja auch schon, denn er hatte neben dem Hauptmann an der Kartenkasse gestanden.

Polizeirath Wurz machte sich's also in der Ecke bequem und fing zu schlummern an. Er schlief die ganze Nacht. Erst in der Nähe der Grenze wurde er vom Kondukteur geweckt.

Als der Zug langsam in Pontafel einfuhr, sah der Polizeirath schon von weitem Doktor Martens und die beiden Agenten und machte ihnen unmerklich ein Zeichen der Vorsicht.

Polizeirath Wurz und Hauptmann Fernkorn warteten im Coupé die Zollrevision ab, da sie außer ihrem Handgepäck kein Gepäck mit sich führten.

Der Hauptmann öffnete bei Erscheinen des Zollbeamten sofort seine Koffer. Obenauf stak unter dem Riemen eine versiegelte Aktentasche. Der schnelle Blick des Polizeirathes konnte kein Packet entdecken, um dessen Ueberbringung die Baronin gebeten hatte.

Nach der Revision verließen beide Herren das Coupé, um im Restaurant das Frühstück einzunehmen.

Auf dem Perron wartete Doktor Martens. Da der Polizeirath absichtlich wegschaute, folgte der Kommissar den beiden Herren ins Restaurant und ließ sich am Ende desselben Frühstückstisches nieder.

„Wie lange halten wir in Pontafel?" fragte der Hauptmann.

„Zweiundvierzig Minuten. Sie fahren wohl auch zur Mailänder Ausstellung?"

„Nein, nicht so weit, nur bis Cincio."

„Ah, da haben wir ja dasselbe Reiseziel."

Der Polizeirath warf bei diesen Worten dem Kommissar einen Blick zu.

„Waren Sie schon einmal in Cincio, Herr Hauptmann? Ich kenne mich dort nämlich gar nicht aus," sagte Wurz nach einer Pause.

„In Cincio eigentlich nicht," erwiderte Fernkorn, „nur vor ungefähr zwei Jahren in der Nähe auf einem Landgute."

„Da werden Sie mich vielleicht orientiren können. Wissen Sie nicht, wie ich vom Bahnhof am schnellsten zur Villa des Senators Castellmari gelange?"

Der Hauptmann blickte überrascht auf.

„Gewiß kann ich Ihnen das sagen. Der Besitz des Senators liegt ungefähr eine Gehstunde vom Bahnhof. Mit dem Wagen ist er in einer halben Stunde zu erreichen. Werden Sie erwartet? Oder haben Sie einen Wagen bestellt, denn ich bezweifle sehr, daß Cincio Miethwagen an den Bahnhof schickt."

„Ach, das wird sich schon finden," meinte der Polizeirath, „ich danke Ihnen sehr für die Auskünfte. Es ist unangenehm, wenn man sich erst am Bahnhof durchfragen muß."

Der Polizeirath lenkte das Gespräch wieder in gleichgültige Bahnen.

Doktor Martens entfernte sich und löste für sich und die beiden Agenten Karten nach Cincio.

Später winkte der Polizeirath den Kommissar in den Wartesaal. Er erklärte ihm rasch die Situation und schloß:

„Seien Sie auf alle Fälle bei der Hand, aber folgen Sie uns nicht in einer Weise, daß es auffällt."

Auf der Fahrt von Pontebba nach Cincio plauderten Wurz und Fernkorn über alle möglichen Dinge. Der Polizeirath hatte geschickt alle ihn interessirenden Dinge gestreift und aus den Antworten ersehen, daß der Hauptmann von der Aktion der Polizei absolut nichts wußte.

Hinter Mestre hielt es Wurz für angezeigt, auf den eigentlichen Zweck seiner Reise einzugehen.

Eine Bemerkung des Hauptmanns kam ihm dabei zu Hilfe.

„Eigentlich hätten Sie in Mestre aussteigen sollen," meinte der Offizier. „Ich glaube schwerlich, daß der Senator mitten im Winter auf seinem Landgut sein wird."

„Mein Besuch gilt nicht dem Senator, sondern seiner Tochter."

„Ist Fräulein Castellmari in Cincio?"

„Ich meinte die andere Tochter."

„Zur Baronin Sternburg fahren Sie?" fragte der Hauptmann überrascht.

„Ja, zur Baronin, ich habe Wichtiges mit ihr zu besprechen."

Der Hauptmann sah zum Fenster hinaus.

„Ich bin nämlich ein guter Freund des Hauses Castellmari," begann er nach einer Pause wieder, „und interessire mich naturgemäß für alles, was die Familie angeht. Also nach Cincio fahren Sie? Haben Sie vielleicht in einer geschäftlichen Angelegenheit mit der Baronin zu thun?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Wette.

Wir saßen auf der Terrasse unseres Hotels in Trouville bei einer guten Zigarette und einer guten Flasche Wein und plauderten.

Wir waren lauter Junggesellen und jeder gab zum besten, warum er nicht in den Stand der heiligen Ehe getreten war. Als die Reihe an Georges Moineau kam, einem hübschen, schlanken Herrn in den vierziger Jahren, lauschte jeder mit doppeltem Interesse.

„Warum ich nicht geheiratet habe?" sagte er. „Einer Wette wegen nicht! ..."

„Einer Wette wegen? ..."

„Ja, einer Kinderei wegen, wenn Sie wollen. Die Geschichte ist weder aufregend noch dramatisch; es ist eine ganz gewöhnliche alltägliche Geschichte. Wenn es Sie nicht langweilt, so will ich sie Ihnen erzählen."

Die Gläser wurden wieder gefüllt und Georges Moineau begann:

„Sie wissen, daß in Frankreich nichts leichter ist, als eingesperrt zu werden — wenn man ein Ehrenmann ist! ... Es gibt tausend Mittel, aber eins kann ich Ihnen empfehlen, ich habe es nämlich erprobt.

Ich hatte eines Tages behauptet, um mich gefangen nehmen zu lassen, genügte es wenn ich in dem Stadtviertel, in dem ich wohnte, meine ganzen Einkäufe mit 50-Centimestücken bezahlen würde. Mein Freund Dupont wollte es nicht glauben, und ich wettete mit ihm um einen Korb Champagner und ein auserlesenes Souper, daß ich binnen 14 Tagen Bekanntschaft mit der Polizei gemacht hätte.

Nachdem die Wette von beiden Seiten angenommen war, fuhr ich nach der Bank de France und ließ mir für fünf Hundertfrankscheine 50-Centimestücke geben. Ich erhielt tausend Stück. Sie waren neu und glänzend, und da am anderen Tage Ultimo war, und ich Miete zu zahlen hatte, gab ich der Portierfrau die Miete von 90 Frank in 50-Centimestücken.

Die würdige Frau glaubte ihren Augen nicht zu trauen und rief:

„So viel kleines Geld! —"

Dann setzte sie ihre Brille auf und besichtigte jedes Stück einzeln.

„Aber wirklich, es ist ganz neues Geld."

Ich machte ein etwas verlegenes Gesicht und sagte:

„Nicht doch, Frau Dickanoux, glauben Sie wirklich, daß es ganz neu ist?"

„Wenn Sie daran zweifeln, setzen Sie eine Brille auf," antwortete mir die Frau.

In diesem Augenblick trat die größte Klatschbase unserer Gegend in die Portierloge, und die Portierfrau rief sie heran und fragte:

„Sehen Sie doch mal, Frau Batou, glauben Sie, daß diese Geldstücke schon gebraucht sind?"

„Gewiß nicht," bestätigte diese. „Wo haben Sie sie her?"

„Der Herr hat mir seine Miete damit bezahlt!"

Frau Batou sah mich mißtrauisch von der Seite an:

„Haben Sie noch mehr davon?"

Ich öffnete meine Börse und zeigte ihr bereitwillig die anderen.

„Himmel!", riefen beide Frauen und schlugen vor Verwunderung die Hände zusammen.

Und Frau Batou fügte mit einem durchbohrenden Blick auf mich hinzu:

„So viele! Das ist unmöglich. Sie fabrizieren sie wohl!" —

Bei diesen Worten versuchte ich ein etwas verlegenes Gesicht zu machen, sprach noch einige Worte und verließ schnell die Loge. Als ich die Tür zumachte, hörte ich, wie Frau Batou zu meiner Portierfrau sagte:

„Haben Sie nichts gemerkt? ... Er sah so sonderbar aus! — Da steckt was hinter! ..."

Ich lächelte über den ersten guten Erfolg und begab mich zu meiner Grünkramfrau, der ich achtzehn Frank schuldete. Ich legte ihr 36 Geldstücke auf den Ladentisch. Die Frau dachte an nichts Böses, sie ist eine brave Person, und rief fröhlich:

„Oh, die schönen blanken Geldstücke! ... Es wird mir schwer werden, sie an meine Kunden weiterzugeben."

Ich antwortete ihr:

„Wenn Sie mehr haben wollen, so stelle ich sie Ihnen zur Verfügung. Mein Montagsgehalt ist mir nämlich in 50-Centimestücken ausbezahlt, ich möchte sie gern los werden!"

Als ich diese Worte sprach, kam Frau Batou gerade in den Laden. Sie konnte ihre Erregung beim Anblick des blanken Geldes kaum bemeistern. Ihre Nasenflügel bebten, und sie schien die Zeit nicht abwarten zu können, bis ich ging. Ich grüßte eilig und verließ das Geschäft.

Darauf bezahlte ich meine Rechnung von 42 Frank bei meinem Schlächter, ebenfalls mit blanken Geldstücken. Dieser freute sich und erklärte:

„Ich habe es sehr gern, wenn meine Kunden mich mit kleinem Geld bezahlen!" —

Obschon ich nicht danach gefragt war, erzählte ich ihm, daß ich einem meiner Freunde den Gefallen täte, das Kleingeld unterzubringen.

„Denken Sie sich," sagte ich, „mein Freund hat einen Bekannten verklagt, der ihm 1500 Frank schuldig war, und aus Rache hat dieser ihm die ganze Schuld in 50-Centimestücken ausbezahlt ... Mein Freund hat sich natürlich nicht darüber beklagt; er war froh, daß er sein Geld überhaupt bekommen hat."

Als ich ins Café ging, bemerkte ich, daß Frau Batou sich zum Schlächter schlich. Jetzt wußte ich, daß meine Sache in den besten Händen war, und Sie werden nachher sehen, daß ich mich nicht täuschte.

Der Cafétier war so liebenswürdig, mir die 50 Francs abzunehmen, in einem offenen Geschäft kann man ja kleines Geld immer brauchen.

Die Mittagszeit näherte sich und ich ging nach Hause. Als ich bei meinem Schlächter vorbeikam, bemerkte ich, wie er mich mit einem ganz besondern Blick streifte. Auch die Grünkramfrau, die in der Tür stand, machte ein abweisendes Gesicht, als ich sie grüßte.

Hu! Hu! dachte ich, jetzt gehts los! Und ich hatte mich nicht geirrt. Bald war im ganzen Hause nur eine Stimme: Das Geld mußte falsch sein! —

Als ich am anderen Morgen zu meinem Friseur und Schuhmacher kam und mit blankem Gelde bezahlte, waren diese nicht erstaunt. Es schien also auch schon in der Nachbarschaft bekannt zu sein, daß ich nur neues Geld hatte. Mit undurchdringlicher Miene nahmen sie das Geld in Empfang. Innerlich frohlockte ich, die Sache war im besten Gange; ich würde die Wette gewinnen.

Am dritten Tage fand ich unter meiner Post eine anonyme Karte, auf welcher man mich in großmütiger Weise darauf aufmerksam machte, daß, wenn man falsches Geld in Umlauf setzte, man mit Zuchthaus bestraft würde, und auf meine Korridortür hatte man mit Kreide „Falschmünzer" geschrieben.

Auch in den folgenden Tagen benutzte ich nur blanke Geldstücke bei meinen Einkäufen. Wenn ich durch die Straße ging, steckten meine Lieferanten die Köpfe zusammen. Sobald ich jedoch in ihrer Nähe war, verstummten sie. Ich wußte aber mit Bestimmtheit, daß sie, sobald ich vorbei, wieder losklatschen würden.

Als ich, es war, glaube ich, der fünfte Tag, in einen Omnibus stieg, folgte mir ein Herr mit einer Brille, der mich ostentativ beobachtete. Als ich ausstieg, stieg er auch aus. Auch ins Café folgte er mir. Da wußte ich, daß man mich überwachen ließ.

Es dauerte gar nicht lange, meine Herren, da bekam ich vom Polizeibureau die Aufforderung, mich zu einer Vernehmung dort einzufinden. Da ich aber gerade an dem Morgen bei meinem zukünftigen Schwiegervater in Saint-Denis zum Frühstück erwartet wurde, machte ich mich auf den Weg zum Bahnhof, um den Zug 11 Uhr 5 noch zu erreichen. Im Begriff, in ein Abteil zweiter Klasse zu steigen, wurde ich von vier starken Händen zurückgezogen. Zwei gehörten dem Mann mit der Brille, der mich den ganzen Tag beobachtet hatte. All mein Reden half nichts, ich mußte mit zur Wache. Das hatte ich nun nicht gewollt, daß es soweit kam, aber was sollte ich machen, es blieb mir nichts anderes übrig als mitzugehen.

Der Kommissär war ein jovialer Mann. Er nannte mich „altes Haus" und freute sich riesig, daß man mich noch zur rechten Zeit erwischt hatte, bevor ich hätte ins Ausland entfliehen können.

Ich machte ihm klar, daß ich nach Saint-Denis zu meinem Schwiegervater wollte und daß auch mein Billett dahin lautete. Aber der Mann ließ sich nicht überzeugen.

Als die Sache anfing, mir langweilig zu werden, entschloß ich mich, zu beichten, und ich gestand die Wahrheit ... Eine Wette? — Was für eine verrückte Idee. Ein Kommissär geriet in Zorn und fragte mich, ob ich mich über ihn lustig machen wollte. Um mir zu zeigen, wie er meine Worte auffaßte, befahl er, Haussuchung bei mir zu halten.

Unterdessen hatte es sich in meiner Gegend schon herumgesprochen, daß ich arretiert worden war, und als ich mit den Beamten bei meiner Wohnung ankam, war alles in Aufregung. Die Leute hätten mich am liebsten gelyncht.

Natürlich fand man in meiner Wohnung nicht die geringsten Anhaltspunkte, obschon man die Möbel abrückte und alles auf den Kopf stellte. Der Kommissär war im ersten Augenblick stutzig und kaute verlegen an seinem Schnurrbart. An die Sache mit der Wette wollte er jedoch nicht glauben und kam endlich auf die schlaue Idee, ich müsse Komplicen haben.

Zum Glück kam mein Freund, mit dem ich gewettet hatte, und der der Kommissär kannte und für mich gutsagte. Der Kommissär entschuldigte sich über den Mißgriff, und ich war frei.

Die Menge war natürlich sehr enttäuscht. Sogleich hatten sich zwei Parteien gebildet. Die eine behauptete, ich hätte meine Befreiung nur Schiebung oder freimauerischen Einflüssen zu verdanken, die andere „Mangel an Beweisen."

Uebrigens war damit die Geschichte nicht abgetan. Am anderen Morgen kündigte mir mein Hauswirt die Wohnung. Grund: weil ich in seinem Hause einen Skandal verursacht hätte.

Das tat mir damals sehr leid. Ich liebte meine kleine Wohnung, in der ich mich wohl und glücklich fühlte, aber was sollte ich machen, ich mußte ziehen.

Auch die Zeitungen bemächtigten sich dieser Angelegenheit, und mein Bureauchef im Ministerium, der von meiner Verhaftung gehört hatte, lachte zwar herzlich, aber erklärte mir dann sehr ernst:

„Sie haben eine große Dummheit gemacht! ... Das Publikum ist so wie so schon der Meinung, daß die Angestellten nicht genügend Ernst für ihren Posten haben. Jedenfalls haben Sie unsere Verwaltung kompromittiert. Machen Sie sich darauf gefaßt, daß Ihnen am ersten Januar die gewöhnliche Gratifikation entzogen wird."

Donnerwetter, dachte ich, das kann ja gut werden! —

... Zu Hause erwartete mich jedoch die schönste und größte Ueberraschung.

Ich fand einen Brief von meinem Schwiegervater vor. Er schrieb mir folgendes:

„Geehrter Herr!

Ich hatte Ihnen die Hand meiner Tochter Henriette versprochen. Ich nehme hierdurch mein Versprechen zurück. Niemals kann ein Mensch, der, wenn auch unrechterweise, verdächtigt wurde, ein Falschmünzer zu sein, in meine Familie eintreten. — Durand."

Schön, sagte ich mir, das ist auch kein Unglück, da bleibe ich eben Junggeselle. Aber am Abend, als ich allein war und über mein Mißgeschick nachdachte, war mir das Herz doch ein wenig schwer, daß ich mein Glück so leichtsinnig verscherzt hatte.

... Und meine Herren, wenn ich den Korb Champagner und das auserlesene Souper wenigstens genossen hätte! — Nein, mein Freund wurde drei Tage später in ein anderes Regiment versetzt, mußte schleunigst abreisen, und ich ... ich war Neese ..."

— Ein widerspruchsvoller Pantoffelheld. Gattin: „Na, wart' nur, das werde ich Dir schon anstreichen! Neulich küßtest Du die Köchin und heute das Stubenmädchen ..." — Pantoffelheld: „Ich mag aber tun, was ich will, nichts ist Dir recht!"

Unsere
Schnittmuster-Offerte

9371.
Eine kühle und komfortable Damenbluse.

Linnen, Lawn, Madras, Crepe, Baumwolle, Corduroy, Repp, Voile, Seide oder Tuch kann zur Herstellung dieses Dessins benutzt werden. Das Muster ist mit einem Coat-Schluß geschnitten, die rechte Seite geht etwas über die linke. Das Muster ist in 6 Größen geschnitten: 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es benötigt 2½ Yards 36zöll. Stoff für die 38zöllige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATTERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No. .....
..... Zoll Brust- oder Taillenweite. — 38 cm
(Jahre ..... bei Kindersachen.)
Name .....
Straße .....
No. .....
..... Stadt .....